

Lesen Juden und Christen dieselbe Bibel?

Eine jüdische Perspektive

© Michel Bollag, Jüdischer Leiter Zürcher Lehrhaus/ Schweiz

1. These: Juden lesen nicht die Bibel, sondern sie lernen die Tora. Toralernen ist ein Gebot.

„Diese Worte, die ich dir heute gebiete, sie seien auf deinem Herzen, und lehre sie deine Kinder. Sprich von ihnen, wenn du sitzt in deinem Hause und wenn du auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst“ So heißt es im 5. Buch Mose, 6,6-7.

Von diesen beiden Versen werden in der jüdischen Tradition zwei Dinge abgeleitet:

1. Die Worte Gottes, die in den Buchstaben der Schrift enthalten sind, müssen gelernt werden. Das ist gemeint, wenn es heißt, diese Worte sollen „auf dem Herzen“ sein. Das Herz ist in der biblischen Sicht nicht so sehr der Sitz der Gefühle, sondern mehr des Geistes, der Seele und auch der Denkfähigkeit des Menschen.

Damit ist ein Gebot formuliert, eben das Gebot, die Tora zu lernen, also zu wissen, was darin steht, sie auch zum Teil auswendig zu können, damit man sie auch praktizieren kann. Dieses Gebot – so wird an einer Stelle der Mischna, der mündlichen jüdischen Überlieferung, gesagt – wiegt alle anderen Gebote auf. Würde man sich also eine Waage vorstellen und die 612 jüdischen Gebote auf der einen Waagschale und das Lernen der Tora auf der anderen, so würde die Waage im Gleichgewicht stehen.

Das zweite, was von dem Vers in 5. Mose 6,6f. abgeleitet wird, ist folgendes:

2. Diese Worte und die Tradition, die sich mit ihnen verbindet, müssen an die kommenden Generationen weitergegeben werden. Das hat dazu geführt, dass auch der Unterricht der Kinder eine Pflicht ist, ein Gebot. Zunächst obliegt der Unterricht den Eltern. Wenn die Eltern selbst nicht mehr weiter wissen, dann delegieren sie das Lernen an die „Profis“, an die Schulen. Diese Pflicht beginnt, sobald das Kind sprechen kann – noch nicht lesen. Es lernt die ersten Sätze aus der Tora bereits auswendig, bevor es in die Schule geht. Diese Pflicht zu lernen, sich mit der Schrift zu befassen, dauert ein Leben lang und wird in unterschiedlichen Formen praktiziert. Die Tora bildet das Zentrum des jüdischen Lebens.

Sie hat so auch eine zentrale Stellung im Gottesdienst. Im jüdischen Gottesdienst werden die fünf Bücher Mose im Laufe eines Jahres ganz vorgelesen, von den ersten Worten des 1. Buches Mose an „Am Anfang erschuf Gott Himmel und Erde...“ bis zum Tod des Mose im 5. Mose Kapitel 34. Schabbat für Schabbat werden also im Laufe eines Jahres die ganzen fünf Bücher Mose verlesen. Jede Parascha, jeder Wochenabschnitt, besteht aus einer unterschiedlich großen Anzahl von Kapiteln.

Wenn man nun die ganze Tora lesen muss, folgt daraus, dass eigentlich alles in der Tora wichtig ist oder wichtig werden kann – auch die Sätze, bei denen wir aus einer rationalistischen Perspektiven fragen könnten: Warum werden die nicht ausgelassen? Warum stehen sie überhaupt da?

Im jüdischen Gottesdienst wird auch jeden Schabbat aus den Büchern der Propheten gelesen – dies aber nur ausschnittsweise. Während also die Tora ganz gelesen wird, werden die Propheten nur im Zusammenhang mit der Tora gelesen – sozusagen als Kommentar. Für die Prophetenlesungen haben jüdische Gelehrte Kapitel ausgewählt und festgelegt, die auf den Inhalt der jeweiligen Abschnitte der Tora hinweisen.

Selbstverständlich werden in der Liturgie der Synagoge auch andere Teile der Schrift gelesen, zunächst und besonders die Psalmen. Jeden Morgen, jeden Nachmittag kommen Psalmen in der Liturgie vor. An bestimmten Feiertagen werden besondere Bücher der Schrift verlesen, so am Purimfest das Buch Esther oder an Pessach das Hohelied. Aber all diese Bücher, die zur Heiligen Schrift gehören, sind für jüdisches Verständnis eine Auslegung der Tora. Die Tora ist das Zentrum. Der Begriff Tora kann aber auch für das Ganze verwendet werden und nicht nur für die fünf Bücher Mose. Tora nämlich heißt übersetzt „Lehre“, und Lehre findet sich selbstverständlich auch in allen anderen Schriften. Aber das Zentrum der Lehre ist die Tora.

2. Zur Tora pflegen die Juden eine Liebesbeziehung, sogar eine erotische Beziehung.

Einige Beispiele: Religiöse jüdische Kinder beginnen sehr früh zu lernen. Am ersten Unterrichtstag ist es Brauch, ihnen einen Buchstaben zu geben, der die Form eines Gebäckstücks hat. Damit er süß schmeckt, wurde er z. B. mit Honig gebacken. Der Buchstabe hat einen Geruch, er hat einen Geschmack, und das Kind verbindet sich von früh an gleichsam körperlich mit der Schrift. Wenn Juden in die Nähe der Tora kommen, küssen sie sie, umarmen sie. Am Tora-Freudenfest oder wenn eine neue Torarolle feierlich eingeweiht wird, tanzen die Männer mit ihr durch die Synagoge. Juden behandeln die Tora wie einen beseelten Leib. Wenn er alt geworden ist, dann wird er begraben. Wenn also eine Torarolle alt geworden und nicht mehr lesbar ist, dann wird sie begraben. Der Name Gottes ist in der Tora, und die ganze Tora ist vielleicht der Name Gottes. Indem sie begraben wird kommt zum Ausdruck, wie sehr sie respektiert wird – wie ein anderer Mensch nämlich.

3. Juden verstehen die Tora als ihr Geschichtsbuch.

Die Tora als ein Geschichtsbuch zu verstehen heißt, dass Juden ihre Geschichte im Licht der Tora lesen und deuten. Die Tora ist das, was die jüdische Geschichte bewegt. Der Auszug aus Ägypten ist eine reale Größe in dem Sinne, dass dieses Geschehen – ob es nun historisch so geschehen ist, wie es in der Tora steht oder nicht – Geschichte in Gang gebracht hat und in Gang bringt. Der Auszug aus Ägypten erzählt, wie das jüdische Volk seine Existenz versteht, und was es immer wieder erlebt hat: Unterdrückung durch andere Völker und Befreiung durch Gott. Die Befreiung und die Freiheit, die sich in der Landgabe verwirklicht, ist gefährdet; sie ist nie endgültig. Sie hängt davon ab, ob das jüdische Volk, dem die Tora gegeben wurde, diese Tora auch umsetzt und praktiziert. Das heißt, Tora und Geschichte sind miteinander verwoben. Die Tora zeigt die Konsequenzen des Handelns und die Verantwortung des Menschen auf.

4. Die Tora ist auch universale Geschichte.

Das sieht man sofort, wenn man eine Torarolle öffnet, wenn man das „Alte Testament“ - wie Christen sagen - aufschlägt. Es beginnt nicht mit der Geschichte des jüdischen Volkes. In den ersten elf Kapiteln haben wir es mit der Geschichte des Menschen schlechthin zu tun: mit Adam, Kain, Abel, Noah. Jüdisches Verständnis würde sagen: Schon diese Erzählungen enthalten Lehren, Gebote, implizit oder explizit. Die Menschen werden dazu angehalten, nicht

zu morden und keine Gewalt auszuüben. Weil Gewalt herrscht, wird die Erde zerstört. Wenn die Gebote nicht eingehalten werden, hat das Folgen für die Menschheit.

Das heißt, die Tora hat eine universale Dimension. Sie hat eine Existenz, sie ist eine Kraft. Was wir von ihr in der Form des Buches sehen, ist nur die physische Hülle. Sie wurde nicht im Land der Juden gegeben, nicht in Israel, sondern in der Wüste. Die Wüste aber hat keine Grenzen, so dass alle das Wort hören können. Alle konnten und können an der Tora teilhaben.

Man kann – so haben es die Rabbinen entschieden – die Tora auch übersetzen. Grundsatz hinsichtlich jeder Übersetzung der Hebräischen Bibel ist aber, dass die Schrift in hebräischer Sprache beibehalten wird, um ihrer Botschaft gerecht zu werden. Die tiefere Botschaft der biblischen Schriften kann nämlich nur über das Hebräische vermittelt werden. Die Botschaft steckt in den Buchstaben. Dabei dürfen wir aber keineswegs den Fehlschluß ziehen, die Botschaft sei mit dem Wortlaut identisch.

5. Die Tora ist im Gespräch mit dem Talmud zu lesen.

Juden lesen die Tora immer zusammen mit der Tradition, d. h. zusammen mit der mündlichen Lehre, die im Talmud aufbewahrt ist. Das ist die Lektüre mit den Augen Israels. Der jeweilige Abschnitt aus der Tora, der am Schabbat verlesen wird, sollte vorher im Zusammenhang mit den Kommentaren der Rabbiner aus verschiedenen Jahrhunderten studiert werden. Die Tora ist wichtig in Bezug auf das, was man für den Alltag lernt. Dies aber steht nicht in der Tora selbst. Dafür bedarf es daher der Erläuterungen und Kommentare der Tradition und dafür bedarf es des Talmudstudiums.

Wenn ich sage: Juden „lernen“ die Tora, bezieht sich das sowohl auf die schriftliche Überlieferung, also die fünf Bücher Mose, als auch auf die mündliche Überlieferung, den Talmud. Jüdisches Schriftverständnis – so heißt es – beruht auf zwei Säulen: der Tora und dem Talmud.

Der Talmud ist die Diskussion über die Realität, er diskutiert, wie die Tora auf die Realität angewendet werden soll, wie sie im Detail umgesetzt werden soll. Der Talmud ist auch ein Kanon, genauso abgeschlossen wie die Tora. Aber der Talmud wird als mündliche Lehre bezeichnet; und die mündliche Lehre geht natürlich weiter. Der Talmud wird auch genannt: „die Tora, die auf dem Munde ist“. Das heißt: Nicht das, was geschrieben ist, ist bereits die Tora, sondern Tora ist das, was ich fähig bin aus allen Büchern, die ich konsultiere, auszulegen und anzuwenden. Das also ist die (gültige) Tora, für die ich die Verantwortung übernehme, die ich anwende. Für das heutige Judentum hat dies zur Folge, dass der Talmud praktisch wichtiger ist als die Tora, also die mündliche Lehre weit wichtiger als die schriftliche. Die mündliche Lehre muß und wird natürlich permanent weiter entwickelt. Am jüdischen Religionsgesetz, der sog. Halacha, wird ständig weiter gearbeitet um auf neue Fragen einzugehen und Antworten für die heutige Praxis geben zu können. (Beispiele: Arbeitsverbot am Schabbat und moderne Technik, Medizinethik)

6. Jüdische Tora-Auslegung zielt auf das Tun, nicht auf den Glauben.

Aus dem Gesagten dürfte ein charakteristischer Unterschied zum christlichen Schriftverständnis schon deutlich geworden sein: Für jüdisches Verständnis ist die Tora nicht primär ein Buch des Glaubens, sondern Grundlage von Normen, die in die Praxis umgesetzt

werden sollen. Die Tora wurde gegeben, damit das Leben gedeihen kann, um Ungerechtigkeit und Gewalt eindämmen zu können. Sie fordert deshalb Taten.

Man ist sich im Judentum der messianischen Dimension der Schrift sehr wohl bewusst. Sie haben in der Geschichte immer wieder einmal eine Rolle gespielt. Auf das Ganze der jüdischen Geschichte (zumindest der nach der Zeitenwende) gesehen, ist die messianische Dimension aber eher nebensächlich. Im Vordergrund stehen die Gebote, folglich wird sehr pragmatisch auf das Hier und Jetzt gesetzt. Das heißt zugespitzt: Das Reich Gottes ist die Praxis, nicht in erster Linie eine zukünftige Zeit. Was ich hier konkret durch mein Tun verändern kann, das ist das, was gilt. Das steht im Zentrum. Die großen Visionen beschreiben das, was sein sollte. Das ist wunderschön; man muß es im Blick behalten. Aber es ist nicht so sehr Objekt des Studiums. Das Studium der Tora soll sich eben auf das konzentrieren, was im Alltag getan werden kann und soll.

Man versteht, dass sich das rabbinische Judentum mit diesem Verständnis natürlich deutlich vom Christentum absetzt.

Was in Josua 1 und auch in Psalm 1 über das Buch der Tora steht: „Du sollst darin murmeln Tag und Nacht.“ Das ist eigentlich das Gebot, mit dem man tagtäglich umgehen soll, wenn denn die Bibel wirklich das Buch ist, das man immer in Begleitung hat und in das man sich vertieft. Sie ist das Buch, das man zunächst einmal nicht versteht, nicht ein Buch, in dem es schon alle Antworten gibt. Sie ist ein Buch wie ein anderer Mensch, den man liebt. Man versteht ihn nie ganz. Es bleibt immer etwas offen, wo man ihn nicht ganz versteht. Und das ist gut so. Was brauche ich einen anderen, wenn er der Gleiche ist?

Der Text bleibt fremd, und man muss sich ihm immer und immer wieder annähern. Man muss ihn streicheln, nicht ihn fassen und packen wollen. Dann entwickelt man eine Liebesbeziehung.